

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt

33 (29.4.1849)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 29. April 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^o. 33.

Spieler Glück.

(Fortsetzung.)

Beide, der Fremde und der Baron, nahmen Platz auf einer einsam stehenden Bank, dann begann der Fremde in folgender Art.

Dieselben glänzenden Eigenschaften, die Sie, Herr Baron, auszeichnen, erwarben dem Chevalier Menars die Achtung und Bewunderung der Männer, machten ihn zum Liebling der Weiber. Nur, was den Reichtum betrifft, hatte das Glück ihn nicht so begünstigt wie Sie. Er war beinahe dürftig und nur durch die geregeltste Lebensart wurde es ihm möglich, mit dem Anstande zu erscheinen, wie es seine Stellung als Abkömmling einer bedeutenden Familie erforderte. Schon deshalb, da ihm der kleinste Verlust empfindlich seyn, seine ganze Lebensweise verstoßen mußte, durfte er sich auf kein Spiel einlassen, zu dem fehlte es ihm auch an allem Sinn dafür, und er brachte daher, wenn er das Spiel vermied, kein Opfer. Sonst gelang ihm alles, was er unternahm, auf besondere Weise, so daß das Glück des Chevalier Menars zum Sprüchwort wurde.

Wider seine Gewohnheit hatte er sich in einer Nacht überreden lassen, ein Spielhaus zu besuchen. Die Freunde, die mit ihm gegangen, waren bald ins Spiel verwickelt.

Ohne Theilnahme, in ganz andere Gedanken vertieft, schritt der Chevalier bald den Saal auf und ab, starrte bald hin auf den Spieltisch, wo dem Bankier von allen Seiten Gold über Gold zuströmte. Da gewahrte plötzlich ein alter Obrister den Chevalier und rief laut: Alte Teufel! Da ist der Chevalier Menars unter uns und sein Glück, und wir können nichts gewinnen, da er sich weder für den Bankier noch für die Ponteurs erklärt hat, aber das soll nicht länger so bleiben, er soll gleich für mich pontiren!

Der Chevalier mochte sich mit seiner Ungeschicklichkeit, mit seinem Mangel an jeder Erfahrung, entschuldigen wie er wollte, der Obrist ließ nicht nach, der Chevalier mußte heran an den Spieltisch.

Gerade wie Ihnen, Herr Baron, ging es dem Chevalier, jede Karte schlug ihm zu, so daß er bald eine bedeutende Summe für den Obristen gewonnen hatte, der sich gar nicht genug über den herrlichen Einfall freuen konnte, daß er das bewährte Glück des Chevalier Menars in Anspruch genommen.

Auf den Chevalier selbst machte sein Glück, das alle übrigen in Erstaunen setzte, nicht den mindesten Eindruck; ja er wußte selbst nicht wie es geschah, daß sein Widerwillen gegen das Spiel sich noch vermehrte, so daß er am andern Morgen, als er die Folgen der mit Anstrengung durchwachten Nacht in der geistigen und körperlichen Erschlaffung fühlte, sich auf das ernstlichste vornahm, unter keiner Bedingung jemals wieder ein Spielhaus zu besuchen.

Noch bestärkt wurde dieser Voratz durch das Betragen des alten Obristen, der, so wie er nur eine Karte in die Hand nahm, das entschiedenste Unglück hatte, und dies Unglück nun in seltsamer Bethörtheit dem Chevalier auf den Hals schob. Auf zudringliche Weise verlangte er, der Chevalier solle für ihn pontiren, oder ihm, wenn er spiele, wenigstens zur Seite stehen, um durch seine Gegenwart den bösen Dämon, der ihm die Karten in die Hand schob, die

niemals trafen, wegzubannen. — Man weiß, daß nirgends mehr abgeschmackter Aberglaube herrscht, als unter den Spielern. — Nur mit dem größten Ernst, ja mit der Erklärung, daß er sich lieber mit ihm schlagen als für ihn spielen wollte, konnte sich der Chevalier den Obristen, der eben kein Freund von Duellen war, vom Leibe halten. — Der Chevalier erwünschte seine Nachgiebigkeit gegen den alten Thoren.

Uebrigens konnte es nicht fehlen, daß die Geschichte von dem wunderbar glücklichen Spiel des Barons von Mund zu Mund lief, und daß noch allerlei räthselhafte geheimnißvolle Umstände hinzu gedichtet wurden, die den Chevalier als einen Mann, der mit den höheren Mächten im Bunde darstellte. Daß aber der Chevalier seines Glücks unerachtet keine Karte berührte, mußte den höchsten Begriff von der Festigkeit seines Charakters geben, und die Achtung in der er stand, noch um vieles vermehren.

Ein Jahr mochte vergangen seyn, als der Chevalier durch das unerwartete Ausbleiben der kleinen Summe, von der er seinen Lebensunterhalt bestritt, in die drückendste peinlichste Verlegenheit gesetzt wurde. Er war genöthigt, sich seinem treuesten Freunde zu entdecken, der ohne Anstand ihm mit dem, was er bedurfte, aushalf, zugleich ihn aber den ärgsten Sonderling schalt, den es wohl jemals gegeben.

Das Schicksal, sprach er, gibt uns Winke, auf welchem Wege wir unser Heil suchen sollen und finden, nur in unsrer Indolenz liegt es, wenn wir diese Winke nicht beachten, nicht verstehen. Dir hat die höhere Macht, die über uns gebietet, sehr deutlich ins Ohr geraunt: Willst du Geld und Gut erwerben, so geh hin und spiele, sonst bleibst du arm, dürftig, abhängig immerdar.

Nun erst trat der Gedanke, wie wunderbar das Glück ihn an der Farobank begünstigt hatte, lebendig vor seine Seele und träumend und wachend sah er Karten, hörte er das einträchtige — gagne — perd des Bankiers, das Klirren der Goldstücke!

Es ist wahr, sprach er zu sich selbst, eine einzige Nacht, wie jene, reißt mich aus der Noth, überhebt mich der drückenden Verlegenheit, meinen Freunden beschwerlich zu fallen; es ist Pflicht, dem Winke des Schicksals zu folgen.

Eben der Freund, der ihm zum Spiel gerathen, begleitete ihn ins Spielhaus, gab ihm, damit er sorglos das Spiel beginnen könne, noch zwanzig Louisd'or.

Hatte der Chevalier damals, als er für den alten Obristen pontirte, glänzend gespielt, so war dies jetzt doppelt der Fall. Blindlings, ohne Wahl zog er die Karten, die er setzte, aber nicht er, die unsichtbare Hand der höhern Macht, die mit dem Zufall vertraut oder vielmehr das selbst ist, was wir Zufall nennen, schien sein Spiel zu ordnen. Als das Spiel geendet, hatte er tausend Louisd'or gewonnen.

In einer Art von Betäubung erwachte er am andern Morgen. Die gewonnenen Goldstücke lagen aufgeschüttet neben ihm auf dem Tische. Er glaubte im ersten Moment zu träumen, er rieb sich die Augen, er erfaßte den Tisch, rückte ihn näher heran. Als er sich nun aber besann, was geschehen, als er in den Goldstücken wühlte, als er sie wohlgefällig zählte und wieder durchzählte, da ging zum erstenmal wie ein verderblicher Giftthauch die Lust an dem schänd-

den Mammon durch sein ganzes Wesen, da war es geschehen um die Reinheit der Gesinnung, die er so lange bewahrt! —

Er konnte kaum die Nacht erwarten, um an den Spieltisch zu kommen. Sein Glück blieb sich gleich, so daß er in wenigen Wochen, während welcher er beinahe jede Nacht gespielt, eine bedeutende Summe gewonnen hatte.

Es gibt zweierlei Arten von Spielern. Manchen gewährt, ohne Rücksicht auf Gewinn, das Spiel selbst als Spiel eine unbeschreibliche geheimnißvolle Lust. Die sonderbaren Verkettungen des Zufalls wechseln in dem seltsamsten Spiel, das Regiment der höhern Macht tritt klarer hervor, und eben dieses ist es, was unsern Geist anregt, die Fittige zu rühren und zu versuchen, ob er sich nicht hineinschwingen kann in das dunkle Reich, in die verhängnißvolle Werkstatt jener Macht, um ihre Arbeiten zu belauschen. — Ich habe einen Mann gekannt, der Tage, Nächte lang einsam in seinem Zimmer Bank machte und gegen sich selbst pontifizierte, der war meines Bedünkens ein echter Spieler. — Andere haben nur den Gewinnst vor Augen und betrachten das Spiel als ein Mittel, sich schnell zu bereichern. Zu dieser Klasse schlug sich der Chevalier und bewährte dadurch den Satz, daß der eigentliche tiefere Spielsinn in der individuellen Natur liegen, angeboren seyn muß.

Eben daher war ihm der Kreis, in dem sich der Ponteur bewegt, bald zu eng. Mit der sehr beträchtlichen Summe, die er sich erspielt, etablirte er eine Bank, und auch hier begünstigte ihn das Glück dergestalt, daß in kurzer Zeit seine Bank die reichste war in ganz Paris. Wie es in der Natur der Sache liegt, stömten ihm, dem reichsten, glücklichsten Bankier, auch die meisten Spieler zu.

Das wilde wüste Leben des Spielers vertilgte bald all die geistigen und körperlichen Vorzüge, die dem Chevalier sonst Liebe und Achtung erworben hatten. Er hörte auf ein treuer Freund, ein unbefangener heitrer Gesellschafter, ein ritterlich galanter Verehrer der Damen zu seyn. Erloschen war sein Sinn für Wissenschaft und Kunst, dahin all sein Streben, in tüchtiger Erkenntniß vorzuschreiten. Auf seinem todbleichen Gesicht, in seinen düstern, dunkles Feuer sprühenden Augen lag der volle Ausdruck der verderblichsten Leidenschaft, die ihn umstrickt hielt. — Nicht Spielsucht, nein, der gehässigste Geldgeiz war es, den der Satan selbst in seinem Innern entzündet! — Mit einem Wort, es war der vollendetste Bankier, wie es nur einen geben kann!

In einer Nacht war dem Chevalier, ohne daß er gerade bedeutenden Verlust erlitten, doch das Glück weniger günstig gewesen als sonst. Da trat ein kleiner alter dürrer Mann, dürftig gekleidet, von beinahe garstigem Ansehen an den Spieltisch, nahm mit zitternder Hand eine Karte und besetzte sie mit einem Goldstück. Mehrere von den Spielern blickten den Alten an mit tiefem Erstaunen, behandelten ihn aber dann mit auffallender Verachtung, ohne daß der Alte auch nur eine Miene verzog, viel weniger mit einem Wort sich darüber beschwerte.

Der Alte verlor — verlor einen Satz nach dem andern, aber je höher sein Verlust stieg, desto mehr freuten sich die andern Spieler. Ja, als der Alte, der seine Sätze immerfort doublirte, einmal fünfhundert Louisd'or auf eine Karte gesetzt und diese in demselben Augenblick umschlug, rief einer laut lachend: Glück zu, Signor Bertua, Glück zu, verliert den Muth nicht, setzt immerhin weiter fort, Ihr seht mir so aus, als würdet Ihr doch noch am Ende die Bank sprengen, durch ungeheuern Gewinnst!

Der Alte warf einen Basillidenblick auf den Spötter und rannte schnell von dannen, aber nur um in einer halben Stunde wiederzukehren, die Taschen mit Gold gefüllt. In der letzten Taiste mußte indessen der Alte aufhören, da

er wiederum alles Gold verspielt, das er zur Stelle gebracht.

Dem Chevalier, der, alter Berruchtheit seines Treibens unerachtet, doch auf einen gewissen Anstand hielt, der bei seiner Bank beobachtet werden mußte, hatte den Hohn, die Verachtung, womit man den Alten behandelte, im höchsten Grade mißfallen. Grund genug nach beendeterm Spiele, als der Alte sich entfernte hatte, darüber jenen Spötter so wie ein paar andere Spieler, deren verächtliches Betragen gegen den Alten am meisten aufgefallen und die vom Chevalier dazu aufgefordert noch da geblieben, sehr ernstlich zur Rede zu stellen.

Ei, rief der Eine, Ihr kennt den alten Francesco Bertua nicht, Chevalier! sonst würdet Ihr Euch über uns und unser Betragen gar nicht beklagen, es vielmehr ganz und gar gut heißen. Erfahrt, daß dieser Bertua, Neapolitaner von Geburt, seit fünfzehn Jahren in Paris, der niedrigste, schmutzigste, bössartigste Geizhals und Wucherer ist, den es geben mag. Jedes menschliche Gefühl ist ihm fremd, er könnte seinen eignen Bruder im Todeskrampf sich zu seinen Füßen krümmen sehen und vergebens würd' es bleiben, ihm, wenn auch dadurch der Bruder gerettet werden könnte, auch nur einen einzigen Louisd'or entlocken zu wollen. Die Flüche und Berwünschungen einer Menge Menschen, ja ganzer Familien, die durch seine satanischen Spekulationen ins tiefste Verderben gestürzt wurden, lasten schwer auf ihm. Er ist bitter gehaßt von allen die ihn kennen, jeder wünscht, daß die Rache für alles Böse das er that, ihn erfassen und sein schuldbesetztes Leben enden möge. Gespielt hat er, wenigstens so lange er in Paris ist, niemals, und Ihr dürft Euch nach alle dem über das tiefe Erstaunen gar nicht verwundern, in das wir geriethen, als der alte Geizhals an den Spieltisch trat. Eben so mußten wir uns wohl über seinen bedeutenden Verlust freuen, denn arg, ganz arg würde es doch gewesen seyn, wenn das Glück den Bösewicht begünstigt hätte. Es ist nur zu gewiß, daß der Reichthum Curer Bank, Chevalier, den alten Thoren verblendet hat. Er gedachte Euch zu rupfen und verlor selbst die Federn. Unbegreiflich bleibe es mir aber doch, wie Bertua, dem eigentlichen Charakter des Geizhalses entgegen, sich entschließen konnte zu solch hohem Spiel. Nun — er wird wohl nicht wiederkommen, wir sind ihn los!

Diese Vermuthung traf jedoch keinesweges ein, denn schon in der folgenden Nacht stand Bertua wiederum an der Bank des Chevaliers, und setzte und verlor viel bedeutender als gestern. Dabei blieb er ruhig, ja er lächelte zuweilen mit einer bitteren Fronte, als wisse er im Voraus, wie bald sich alles ganz anders begeben würde. Aber wie eine Lawine wuchs schneller und schneller in jeder der folgenden Nächte der Verlust des Alten, so daß man zuletzt nachrechnen wollte, er habe an dreißigtausend Louisd'or zur Bank gezahlt. Da kam er einst, als schon längst das Spiel begonnen, todtenbleich mit verstörtem Blick in den Saal und stellte sich fern von dem Spieltisch hin, das Auge star auf die Karten gerichtet, die der Chevalier abzog. Endlich als der Chevalier die Karten gemischt hatte, abheben ließ und eben die Taiste beginnen wollte, rief der Alte mit kreischendem Ton: Halt! daß Alte beinahe entsetzt sich umschauten. Da drängte sich der Alte durch bis dicht an den Chevalier heran und sprach ihm mit dumpfer Stimme ins Ohr: Chevalier! mein Haus in der Straße St. Honoré nebst der ganzen Einrichtung und meiner Habe an Silber, Gold und Juwelen ist geschätzt auf achtzigtausend Franken, wollt Ihr den Satz halten? „Gut,“ erwiderte der Chevalier kalt, ohne sich umzusehen nach dem Alten, und begann die Taiste.

„Die Dame,“ sprach der Alte, und in dem nächsten Abzug hatte die Dame verloren! — Der Alte prallte zurück und lehnte sich an die Wand regungslos und bewe-

gungslos, der starren Bildsäule ähnlich. Niemand kümmerte sich weiter um ihn.
(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schatzkammer des Lebens.

Kunst und Wissenschaft — als von einem höher entwickelten Leben ausgehend — haben keinen andern Zweck als bildend und veredelnd uns wieder zum Leben zurückzuführen.

— Von einem Fehler kommt fast alles Unglück des Menschen: er sucht die Welt, wie er sie wünscht; die Liebe, wie er sie träumt; die Freundschaft, wie er sie hofft; das Gute, wie es nicht besteht; das Glück, wo es nicht zu finden.

— Diente die Eitelkeit dem Laster nicht als Zose — wer verleiht ihm die Reize der Verführung!

— Wer aus seinen Verirrungen Nutzen ziehen und besser werden will, muß sich aus seinen Thorheiten und Lieblingsfehlern einen Almanach zusammensetzen und keinen Tag hingehen lassen, ohne nach dem Patrone zu schauen, den er seiner besondern Verehrung würdigt.

— Die Liebe ist der Anfang eines Wunsches; der Wunsch eine Krankheit des Herzens; die Befriedigung der Tod einer Begierde.

— Wenn das Glück irgendwo einkehren will, so wählt es die Laune zur Rathgeberin und schickt den Zufall als Herold voraus.

— Das Schicksal lernt uns fast immer von einer undankbaren und gehässigen Seite kennen. Denn der Erfolg unserer Unternehmungen schreiben wir beständig auf Rechnung unseres Verdienstes; ihr Mißlingen aber auf die Schuld seines Einflusses.

— Wenn wir unsere Träume in das blühende Gewand der Hoffnung kleiden, so schreitet ihnen die Wirklichkeit im schwarzen Kleide eines Todtengräbers nach.

— Die gesellschaftliche oder politische Freiheit beginnt nur immer erst mit unserer geistigen. Mit der Seele eines Sklaven ist man nie weit von der Dienbarkeit.

— Die Tugend allein ist unschätzbar. Die Laster haben, wie die Staatspapiere, ihre Preise, die nach den Umständen und dem Bedürfnisse des Weltverkehrs bald sinken und steigen.

— Der Trost an eine höhere Lenkung der Schicksale ist ein jämmerlicher Nothbehelf in Abwesenheit der menschlichen. Es ist nicht genug, den Unglücklichen zum Vertrauen an die Vorsehung ermahnen: der edle Mensch erhebt für ihn das Daseyn derselben zur Gewißheit, indem er sich selbst zu ihrem Werkzeuge macht.

German Mäurer.

Bei der Sulzer Volksversammlung

schloß Lehrer Leher, Vorstand des Wälder Vereins, seine Rede mit folgenden Versen:

„Und sollte dann wieder erheben
Ihr Haupt die Tyrannei,
So wird der Deutsche nicht beben,
Ihn stärkt der Gedanke: »frei!«
Nicht länger in stillem Grimme
Spielt er den feigen Knecht,
Mit freier, männlicher Stimme,
Begehrt er sein heilig Recht.
Ihn drängt es in Schlachtenwettern,
Der Tyrannei auf's Haupt
Die riesige Keule zu schmettern,
Die all sein Glück ihm geraubt.
Und sollte im Kampfe er fallen,
Erfüllend die letzte Pflicht,

Heil ihm! — den Lorbeer allen,
Die sterben für Freiheit und Licht!
Lehrer Leher, Vorstand des Wälder Vereins, schloß:
„Der ist der Mann des Volkes:
Der dessen größtes Erdengut
Sein kräftig Herz, sein deutsches Blut,
Der Reichthum nur die Arbeit nennt,
Des Ahnen seine Thaten sind,
Dem jeder Mensch als Bruder gleich,
Ob hoch, ob nieder, arm und reich;
In dessen Andern Feuer rollt,
Das immer siedet, immer großt,
So lang die Freiheit unterdrückt,
Nach einem Retter sehndend blickt;
Der stets bekannt mit freiem Muth,
Der Wahrheit heilig Himmelsgut;
Der nie vor einem Schurken schweigt,
Und nimmer sich als Sklave beugt;
Der unbeschützt, mit nackter Brust —
Das Herz von edler Siegeslust,
Von Tapferkeit und Muth durchglührt,
Entgegen den Kanonen zieht,
Ja, der bereit zu jeder Zeit,
Wenns Volk, die Freiheit es gebeut,
Wenns Vaterland ist in Gefahr —
Sein Leben bringt zum Opfer dar.“

Der Russe kommt.

Der Russe kommt! schon dröhnt sein Erz,
Schon zittert sein Barbarenherz,
Europa's Kraft zu mordend,
Schon blitzt sein Stahl, schon schlägt sein Blei
Des Ungarn stolze Brust entzwei —
Wilkommen bärt'ge Horden!
Wir haben lang auf Euch geharrt,
Ihr habt die Hoffer lang genarrt,
Doch habt ihr Wort gehalten,
Und schenket endlich echten Wein
Aus allen Fürstentellern ein,
Ein volles Glas vom »A l t e n«.

Der Russe kommt! Ein Freudenschrei,
Als ob die Knechtschaft nun vorbei,
Begrüßt die wilde Kotte.
So grüßte einst vor spitzem Riff
Das brandgefüllte Griechenschiff
Die stolze Lärkenflotte!
Schon zuckt der Blitz um unser Haupt
Und auch die blindste Seele glaubt
Nun endlich an die Wolke,
Die sich in jenen Herren naht,
Und jede Lippe ruft: Verrath,
Verrath an jedem Volke!

Der Russe kommt! der Herrscher wankt,
Ein hügelloser Reiter langt
Er noch nach Asiens Jägeln.
Glückauf zu diesem Salgenzug
Fuß jenes Russengeiere Flug
Wird unsern Kar besflügeln.
Die Furche, die der Russentrost
Gezogen bis ins Kaiserschloß,
Zeigt uns die Rechte Fahrte.
Und wo ein Volk den Kampf begehrt,
Da stampft ihm das Kosakenpferd
Die Helden aus der Erde.

Der Russe kommt! Das treibt zur That!
Der Knechtschaft alte Garde naht

Zur alten blut'gen Frohne;
 Sie naht und selbst das eigne Heer
 Bleibt der getreue Knecht nicht mehr
 Und hadert mit der Krone.
 Der Czar, den ihr so oft schon riefst,
 Von dem ihr träumtet, als ihr schliefst,
 Der Czar wird euch verderben.
 Denn wo sein blut'ges Banner wallt,
 So weit des Russen Trommel schallt,
 Muß sie euch Feinde werben!

Der Russe kommt! wohlan ihr Herrn!
 Ihr blast zum Kampf, wir folgen gern,
 Hört ihr die Hörner schallen?
 Hört ihr den Schwur, den ernst belehrt
 Ein Held, ein Volk dem andern schwört
 Zu siegen oder fallen?
 Schon braust der Freiheit Schlachtgesang,
 Der jüngst so stolze Kronen zwang
 Begeisternd, tausendtönig.
 Und bald zermalmt in wildem Rehr
 Das stehende Barbarenheer
 Europas letzten König!

Alfred Michel.

Miscellen.

× Eine holländische Zeitung berichtet Folgendes: „Der Schiffer Klaas Dort, 45 Jahre alt, ging mit seinen zwei Söhnen, von denen der älteste 17 und der jüngste 15 Jahre zählte, von Durgerdam in Nordholland den 15. Januar d. J. zum Fischfang aus. Die herannahende Nacht mit übergroßer Finsterniß nöthigte sie, auf dem Eise zu bleiben. mit Tagesanbruch gewahrten sie zu ihrem größten Schrecken und Erstaunen, daß die Eisscholle sich des Nachts losgelöst und sich alle drei hülflos auf offener See befanden. Da Wind und Wellenschlag sie weit vom Ufer entfernt, so sahen sie jeden Augenblick dem Tod entgegen. Wer hätte aber geglaubt, daß ihre Angst und Verzweiflung so lange währen sollte! Das Unglück geschah in der Nacht vom 13. auf den 14. Januar und am 27. Januar, also 14 Tage später, schwammen sie immer noch auf der Scholle herum. Sie hatten sich während dieser Zeit fünfzig Stück Fische gefangen und mit selbigen ihren Hunger gestillt. — Jetzt hatten sie nur noch zwei Stück; diese waren nicht mehr zu genießen und die Noth wurde immer schrecklicher, denn von Tag zu Tage hatten sich von der Scholle große Stücke Eis abgelöst und jede Stunde schmolz eine Elle von ihrem Asyl. In den letzten Stunden ihrer Qual waren sie von der Kälte so erstarrt, daß sie sich nicht mehr bewegen konnten; zu Vollenhaven, einer kleinen Stadt in Friesland, wurden diese drei Unglücklichen entdeckt und an das Land gebracht. So wurde ihr Leben erhalten, aber — was für ein Leben, welche eine Zukunft! Das Gefühl in ihrem Körper ist ziemlich erstarrt und allen Dreien sollen jetzt die Beine abgelöst werden.“

× Manche Herrscher gehen voller Furcht den Begebenheiten aus dem Wege, und bilden sich ein, daß diese nun nicht eintreten würden. So stecken auch bei herannahendem Gewitter Kinder den Kopf unter die Decke, und glauben alsdann, es werde nicht donnern.

× Nichts sieht einem vernünftigen Mann ähnlicher, als ein Thor, welcher das Maul hält.

Maritäten Kästlein.

○ Ein Kutscher fuhr sehr schnell und nahe am Trottoir, und zerriß dadurch einem Nebengehenden den Rock. Dieser schwang seinen Stock und schlug damit den Bedienten, der hinten aufstand. — „Was thun Sie denn?“ —

rief dieser — „ich kann ja nichts dafür.“ — „Alles Eins!“ — rief der Schläger — „Gib tu's dem Borden, den ich nicht erreichen kann.“

○ Jemand, der seinem Neffen mit guter Manier vorwerfen wollte, daß er ihm einen silbernen Teller gestohlen habe, ließ folgendes in sein Testament setzen: „Ferner vermache ich meinem Neffen Karl elf silberne Teller. Er weiß schon, warum ich das Duzend nicht voll mache.“

○ Wer sich über das Wesen der Oeffentlichkeit und Mündlichkeit belehren will, beliebe die Bekanntschaft meiner Frau zu machen.

Lorenz Schmerzlich,

Gemeiner im 5. schweren Pantoffelregiment.

○ Ach! seufzte ein lebensmüder alter Mann, werd' ich's denn nie erleben, daß ich sterbe?

○ In einer kleinen Gesellschaft von Herren und Damen, wo man sich durch Singen zu amüßren suchte, wurde unter andern das bekannte Lied: „Fröhlich und wohlgemuth wandert das junge Blut über den Rhein und Welt“ u. s. w. angestimmt. Nach Beendigung des Gesanges fragte ein junges Bierdämchen ihren Nachbar zur Linken: „Aber erklären Sie mir doch, was soll denn das heißen: das junge Blut best, wenn es über den Rhein kommt?“

Schnell antwortete ihre Freundin, die diese Frage gehört hatte, um sich zu zeigen und das Mißverständnis zu lösen: „Aber bist Du denn in der Geographie so unbewandert, daß Du nicht einmal weißt, daß der Welt ein großer Fuß in Nordamerika, und daß dieser hier gemeint ist?“

○ Eine gewisse Madame D. war so häßlich, daß, als sie einst ein Bauer, der Zinsen zu entrichten hatte, noch mit ihrem Manne im Bette traf, fragte: Meine Herren, wer von Ihnen beiden ist denn die Madame?

○ Eine Frau nahm ein Mädchen in den Dienst, und nachdem sie alle Bedingungen mit ihr in's Reine gebracht hatte, fragte sie endlich auch um ihren Namen. Ich heiße Adamine, antwortete das Mädchen. — Die Frau verwunderte sich und äusserte, daß sie diesen Namen noch nie gehört und auch in keinem Kalender gefunden habe. Ja, sagte das Mädchen: im Kalender steht dafür Eva, aber weil dieser Name so häßlich ist, so nannte ich mich Adamine.

○ „Wann legen sich die verliebten Reigungen beim Frauenzimmer?“ fragte ich eine 78jährige Matrone, und ihre Antwort war: „Da müssen Sie ältere fragen.“

○ Ach! rief eine empfindsame Närrin, da sie bei einem Spaziergang über einen Misthaufen schreiten mußte, ach! was riecht es hier so romantisch!

○ „Ich wollte ich wäre ein König!“ sagte ein Gänsejunge. — „Nun was thätest Du dann?“ fragte ihn ein Herr, der den frommen Wunsch gehört hatte. — „Was ich thäte? — ich hütete meine Gänse zu Pferde.“

○ In einem am Inn liegenden Städtchen unterhielten sich in einem Wirthshause einige Gäste von den Eigenschaften der Thiere, wobei das Wort Instinkt öfters vorkam. Ein ehrfamer Bürger an einem andern Tische hörte dem Gespräche lange mit verbissenem Verdruß zu, endlich aber rief er ärgerlich aus: „Ei was, meine Herren! der Inn sinkt ganz und gar nicht, wohl aber die Misthaufen, die der Magistrat nicht wegschaffen läßt.“

○ Ein junges lustiges Mädchen wollte einen alten Gelehrten, den sie für einen Pedanten hielt, weil er keine Pfänderspiele mitgespielt hatte, necken. Sie fragte ihn daher: ob er sich geirane, zehn Minuten auf einem Beine zu stehen. „Mein Fräulein,“ sagte er, „Sie thun wohl, daß Sie daran zweifeln, denn ich habe es bis jetzt wirklich für sehr albern gehalten, mich mit Gänsen in einen Wettstreit einzulassen.“